

## Armut in der Nachfolge – frei sein für Gott und die Menschen

Ursula Adams, Münster i. W.

Das Thema ARMUT ist ein beunruhigender Gedanke für alle, die sich auf NACHFOLGE eingelassen haben. Bei Markus 10, 17–31 steht das Stichwort: „... eines fehlt dir noch. Geh und verkauf alles, was du hast... Gib es den Armen – so hast du einen Schatz im Himmel. Komm, folge mir nach.“

Das meint nicht (nur) einen Entschluß, einmalig und unwiderruflich. Zwar hört es sich so an. Aber wer Armut in einer geistlichen Gemeinschaft gelobt und dabei genau dies wörtlich gemeint hat, kann alsbald feststellen, daß er rasch wieder „reich“, zumindest „besitzend“ wird. Ich weiß aus Äußerungen von Ordenschristen, wie ihnen die abgesicherte Ordensexistenz ein ständiger Stachel ist angesichts der preisgegebenen Armut derer, von denen Presse und Fernsehen berichten, und die einigen auch aus persönlicher Begegnung bekannt ist.

Wer sich als Christ in der Welt zu einem Leben mit Armen und für sie entscheidet, sieht sich bald vor die Frage gestellt, ob das nicht Konsequenzen für den persönlichen Lebenszuschnitt haben sollte. So kommt es zu Anfragen an Ordensleute, in der Erwartung, von ihnen lernen zu können. Dabei kann man erfahren, daß Ordensleute auch auf der Suche sind.

Das war bis zu den nachkonziliaren Reformen anders. Eine Vielzahl sehr konkreter Normen legte fest, woran der Einzelne die Übertretung und die Einhaltung des Armutsgelübdes messen konnte. Dadurch sollte ein für alle gleicher Besitzstand gesichert werden, der die Trennungen ausschloß, die durch Ungleichheiten ausgelöst werden. Freilich konnten andere Ungleichheiten der Menschen damit allein nicht ausgeglichen werden, etwa besondere Begabungen oder ein anziehender Charme Einzelner.

Heute wird neu nach den Wurzeln der evangelischen Armut gesucht, nach der inneren Struktur, die sie charakterisiert. Um den Weg hierfür frei zu machen, ist das ausgedehnte Netz der Vorschriften vereinfacht worden. Gleichzeitig ist die Entscheidung über den Umgang mit verfügbarem Geld und eigenem Besitz in die Verantwortung des Einzelnen gelegt worden. Obgleich diese Reform in den einzelnen Gemeinschaften unterschiedlich aussehen, gilt wohl für alle, daß die Orientierung an von außen aufgesetzten Normen nicht mehr möglich ist. Damit zugleich funktionieren die Mechanismen der sozialen Kontrolle in den Gemeinschaften nicht mehr. Der Begriff „soziale Kontrolle“ ist heute negativ besetzt. Darüber ist sein positiver Inhalt, der als Stütze verstanden werden kann, aus dem Blick geraten.

Heute setzt die soziale Kontrolle von außen an, in der Form herausfordernder Anfragen, etwa so: „Woran kann ich erkennen, daß Ordensleute ein Leben in persönlicher Armut leben? Wie sehen die Verbindlichkeiten aus, an de-



nen sich Menschen orientieren, die Armut gelobt haben? Wie unterscheidet sich freiwillig gelobte Armut von der Armut, die Menschen unfreiwillig erleiden?“

Solche Anfragen werden heute nicht nur im vertrauten Kreis, sondern auch öffentlich gestellt. Und damit zugleich werden neue Antworten angeboten. Es sieht so aus, als gebe es heute sehr viele Menschen, die mit immer neuen Ansätzen zum Thema ARMUT vor die Öffentlichkeit treten. Es nützt nichts, die zum Teil selbsternannten Propheten in „Berufene“ und „Unberufene“ einzuteilen. Das sind Unterscheidungen, die nur für Insider Bedeutung haben können. Andere lassen sich beeindrucken oder nicht. Unvermeidbar ist, daß viele Menschen ihr Urteil über gelebte Armut in der Nachfolge aus solchen Informationen beziehen.

Ich denke, das war immer schon so. Jede Zeit fordert eine ihr gemäße Antwort, wie Armut in der Nachfolge gelebt werden sollte. Hier gilt das, was Jesus zur Beurteilung der guten und der schlechten Propheten geraten hat: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Die Geschichte der religiösen Bewegungen in der Kirche und der Ordensgründungen lehrt, wie unterschiedlich Antworten ausgesehen haben, die zu institutionellen Formen geführt haben, in denen Nachfolge bis heute gelebt und immer neu überdacht wird. Nur einige Beispiele sollen hier genannt werden, um den Hintergrund aufzuzeigen, aus dem die Gedankengänge dieses Aufsatzes kommen.

Die Antwort, die Benedikt fand, hat ein sehr eigenes Gesicht. Er lebte in der Zeit der Völkerwanderung und schenkte der Welt von damals mit der *stabilitas loci* und der besonderen Verpflichtung zur Gastfreundschaft so etwas wie Asyle, wo Schutz und Rast gewährt wurde. Benedikt hat damit etwas aufgegriffen, was damals schon Geschichte hatte. Das Asylrecht in Kirchen reicht bis in die Antike. In den Göttertempeln, z. B. von Artemis und Apollo, wurde Asylrecht gewährt. Jesus hat dieses alte Recht aufgegriffen und in das großartige Bild vom letzten Gericht gesetzt (Mt 25,34ff.): „Ich war obdachlos, krank, fremd...“ Da zieht Gott selbst Gesicht und Gestalt des Fremdlings, des Kranken und des Armen an, sogar des Bettlers, den Gauner nicht ausgeschlossen. „Was ihr diesen getan habt, habt ihr mir getan“ (Mt 25,45). Damit ist das Gast- und Asylrecht zu einem göttlichen Recht geworden und seither zu einem göttlichen Anspruch an den Menschen: „Ich war...“

Seither gibt es keine Ordensregel mehr, die nicht irgendwie die Betreuung der Armen zur Aufgabe gesetzt hätte.

Aber dies alles gilt nicht nur für Ordensleute, sondern für jeden Christen. Das ist auch immer so verstanden worden. Was wir christliche Liebestätigkeit nennen, ist aus dem Glauben erwachsen. Was schon in der Antike verankertes Recht war, war nun „neues Gesetz“ (Mt 5,17ff.): „Ich aber sage euch...“ – Es bedurfte keiner anderen Anregung von außen, höchstens einer Siche-



rung, z. B. durch Stiftungen oder andere Zuwendungen. Das alles gilt bis heute und hat viele caritative Ordensgemeinschaften aus dem vorigen Jahrhundert geprägt.

Persönliche Armut vollzieht sich in gelebter Armut für Arme.

Franziskus lebte in der Zeit der Städtegründungen. Das Ideal, das ihn erleuchtete, zur Bekehrung bewegte und sein ganzes Leben gestützt hat, hatte das Gesicht eines Wechsels des gesellschaftlichen Standortes. Er traf im absoluter Klarheit seine Wahl: Er ist nicht länger reicher Kaufmann, sondern ein Armer unter denen, die in der Stadt nicht gelitten waren, der Aussätzigen, der Bettler. Als sich Gefährten einfinden, bekommen sie alsbald einen Namen, der den Wechsel des gesellschaftlichen Standortes bezeichnet: „Minderbrüder.“ Der Biograph Raoul Manselli<sup>1</sup> hält es für gesichert, daß dies keine Selbstbezeichnung, sondern eine akzeptierte Fremdbezeichnung war.

Manselli schreibt: „Franziskus gehörte zu den Menschen, die einen einzigartigen Wesenszug haben. Sie sind zutiefst ihrer Zeit verbunden und zugleich überzeitlich in ihrer Bindung an das Menschsein in der Gesellschaft. Die Randstellung kann je nach Zeit und in ihrer Ausprägung unterschiedlich sein. Aber als Randstellung ist sie immer gegenwärtig, wie die Gesellschaft, der sie untrennbar angehört.“<sup>2</sup>

Die Armut, der Franziskus begegnete und in die er überwechselte, hat in unserem Jahrhundert Charles de Foucauld eine ähnliche, aber doch wiederum neue Antwort finden lassen. Sie wird vorzugsweise in den Armutszonen der großen Städte gelebt. „Kleine Brüder“ und „Kleine Schwestern“ leben wie Arme unter Obdachlosen und ähnlichen. Sie suchen sich Arbeitsmöglichkeiten, auf die die Armen angewiesen sind. Sie teilen auch das Schicksal der Arbeitslosigkeit und leben von dem, was solche Verdienstmöglichkeiten einbringen.

Das Gesicht einer solchen Armut ist in allen Städten der 1., der 2. und der 3. Welt ähnlich. Das hat vor ca. 30 Jahren zu einer internationalen Bewegung geführt, die sich Quart Monde (4. Welt) nennt.<sup>3</sup> Die Mitglieder dieser Bewegung stehen in angesehenen Berufen und einflußreichen Ämtern, einige sind wohlhabend. Sie haben sich unter den Begriff „4. Welt“ gestellt, weil sie begriffen haben, „die Armen sind unsere Herren“ (Vinzenz von Paul). Ich denke, das heißt Armut bis heute: den Armen dienen mit allem, was einer hat: Wissen, Geld, Zeit, Beziehungen und vieles weitere, was der konkrete Augenblick fordert.

Jede Zeit prägt der Realität von Lebensarmut ihr Gesicht auf. Für Christen geht es darum, dieses Gesicht zu erkennen. Woran kann man es erkennen?

1 Raoul Manselli „Franziskus, der solidarische Bruder“, Verlag Benziger 1984, S. 183

2 R. Manselli a.a.O., S. 142

3 Sitz des Zentrums in Pierrelaye bei Paris



Als ich ein Kind war, hörte ich, die Kinder im nahen Waisenhaus seien arme Kinder. Am Elisabethtag brachten wir ihnen Spielzeug, dem wir entwachsen waren. Damals habe ich gelernt, mich zu schämen, weil die Kinder mit dem Spielzeug nichts anzufangen wußten. Damit zugleich keimte eine erste Ahnung, daß Geben allein kein Schenken aus Nächstenliebe ausmacht. Seither bin ich eine Lernende im Umgang mit Armen geblieben. Ich habe viele Familien in Obdachlosensiedlungen und sozialen Brennpunkten kennengelernt und seit 10 Jahren auch Stadtstreicher. Die Armen achten in mir die Stubierte, ich achte sie als meine Lehrer.

Dabei spielen unsere Lernbedingungen eine wichtige Rolle. Ich bin wirtschaftlich gesichert: Beamtin auf Lebenszeit. Die Armen in den Siedlungen und die Stadtstreicher sind auch gesichert und zwar durch die Zusicherungen des Bundessozialhilfegesetzes. § 1 Abs. 2 garantiert jedem ein Leben, das der Würde des Menschen entspricht. Wer dennoch arm ist, gilt als „selber schuld“ oder als „dumm“.

Wer sich frei entschließt zu einem Leben in Armut auf der Ebene, die das Bundessozialhilfegesetz zusichert, kann bald die Erfahrung machen, daß er in unserer Welt der gesetzlichen Garantien nur bis zu einer relativen Armut gelangt. Das Existenzminimum sichert dem Alleinstehenden 394,- DM<sup>4</sup> monatlich an Lebenshaltungskosten zu. Hinzu kommen die Kosten für Miete, Heizung und im Einzelfall weitere „einmalige Leistungen“ für Kleidung und „Hilfe in besonderen Lebenslagen“. Dieses Einkommen unterliegt nicht der Besteuerung. Wer anspruchslos ist und sparsam wirtschaften kann, kommt mit dem Sozialhilfeeinkommen aus. Ohnehin bringen die freiwillig Armen ein geistiges und oft auch geistliches Kapital ein, von dem sie lange zehren können. Sie sind – verglichen mit den Armen, unter denen sie leben – nur relativ arm. Denn die Armut der unfreiwillig Armen macht der Mangel an dem aus, was die anderen als zusätzliches Kapital einbringen können: Sie können nicht anspruchslos sein, weil sie nichts haben, woraus sie zusätzliches Kapital schöpfen könnten. Einige wissen nicht um ihre Rechte, viele sind unbeholfen, einzelne haben in den Ämtern einen schlechten Ruf...

Die gesicherte Situation derer, die wissen wo und wie sie ihre Rechte geltend machen können, erzeugt in unserem Land bei vielen Menschen eine große Beunruhigung. Diese führt dazu, daß man immer wieder von Einzelnen hört, die „wirklich arm sein“ wollen und die auszuprobieren versuchen, wie das geht. Ich kenne 2 Novizen, die aus ihrem Ordensnoviziat ausgetreten sind, weil sie die „neue Armut“ wirklich leben wollten. Sie wanderten ohne Geld und Reisetasche durch die Bundesrepublik und erbaten sich Essen und Unterkunft in Niederlassungen ihres Ordens. – Nach 3 Monaten hörte man nichts mehr von ihnen.

---

4 Die Höhe des monatlichen Lebensunterhaltes ist in den einzelnen Bundesländern unterschiedlich. Die Berechnung erfolgt jährlich auf der Grundlage der allgemeinen Lebenshaltungskosten neu.



Ein anderes Beispiel wird derzeit in unserem Bistum hoch gehandelt: ein 70jähriger Pensionär möchte ausprobieren, wie das geht, „...ohne Beutel und Reisetasche...“ Er ging bis Rom, nahm Geld im Schuh mit und brachte alles zurück.

Ich denke, das ist ein Leben auf Kosten anderer. Schon Paulus hielt wenig davon. Der Lebensalltag bietet genügend Gelegenheiten, Armut zuzulassen, daß sie persönlich spürbar wird.

Armut leben, das heißt für mich, das eigene Leben in den Dienst der Armen stellen. Wer so etwas versucht, macht alsbald die Erfahrung, die sich seit der Entscheidung des Franziskus immer wiederholt: Er gerät in der Wahrnehmung der bürgerlichen Gesellschaft an den Rand.

Wie sieht das aus, wenn einer eine bürgerliche Wohnung hat und diese auch haben muß mit Rücksicht auf seinen Beruf. Ich denke, es heißt in erster Linie, nah sein, zuhören. Jacques Loew hat einmal gesagt: „Ein Armer ist ein Mensch, der ständig zuhört und dem niemand zuhört.“<sup>5</sup> Wer den Armen zuhört, erfährt viel, was er vorher nicht gesehen hat. Er kann dabei lernen, wie Hilfe sich im Ungewöhnlichen gestalten und bewähren muß.

Bewährung im Ungewöhnlichen ist nach meinen Erfahrungen nur möglich, wenn der Dienst zugleich den Einsatz von Beziehungen einschließt. Die Armen haben nicht Macht und Einfluß zu vergeben. Beides ist aber notwendig, soll sich bei ihnen etwas ändern. Nicht jeder Helfer hat Beziehungen zu Menschen, die in Positionen sind, wo es den Spielraum für Ausnahmen, für neue und ungewöhnliche Wege gibt. Hier ist Verbündung am Platz, nicht Neid.

Dem Neid bin ich zum ersten Mal in meinem Leben im Dienst unter den Armen begegnet. Die Armen äußern keinen Neid. Vielleicht kennen sie so etwas durchaus, aber das erfahre ich nicht. Die gesellschaftlichen Schichten sind viel zu weit voneinander entfernt, als daß die „Unteren“ die „Oberen“ beneiden könnten. Zumindest werden solche Gedanken und Gefühle nicht wahrgenommen, weil die beiden Gruppen sich zu wenig kennen.

Neid entsteht unter denen, die den Armen helfen wollen. Da kann man heute sehr unterschiedliche Motive antreffen:

Da sind solche, die wollen den Armen ein neues politisches Bewußtsein beibringen. Sie sollen lernen, sich zu wehren. Sie sollen die bloßstellen, die vorgeben, eine soziale Politik zu machen. Schließlich sollen sie noch die Dienste derer erschweren, die Armen helfen und damit „Verhältnisse stabilisieren“, wie das Urteil lautet. Da sind andere, die haben sich in die NACHFOLGE gestellt und sind der Überzeugung, das Eintreten Jesu für die Armen habe die Bedeutung, alle sozialen Unterschiede unter den Menschen einzuebneten. Sie meinen, die zeitgemäße Antwort auf den Ruf Jesu lasse auch Gewalt zu. Jesus würde auch so gehandelt haben...

---

5 Jacques Loew „Christusmeditationen“, Herder 1972, S. 31



Und wieder andere möchten friedlich und unauffällig helfen und stellen fest, daß sie dabei auf andere stoßen, die das auch wollen. Die anderen sind zuweilen erfolgreicher als die Erstgenannten, und so kann Neid aufkommen.

Neid ist vermeidbar, wenn der äußere Anlaß als Gelegenheit genutzt wird, miteinander zu kooperieren. Wird der Anlaß so genutzt, kann er als eine Art Blitzableiter des Neides fungieren. Wird der Erfolg im Dienst nicht so genutzt, dann richtet sich der Neid mit voller Schärfe auf die nicht zu beseitigenden personalen, inneren Qualitäten des anderen, z. B. seine Bildung, seinen Charme, seine Beziehungen. Der Neid wird zum Existentialneid gegen die Person des anderen.

Es ist gewiß ungewöhnlich, im Zusammenhang mit Überlegungen zum Dienst unter Armen und zur persönlichen Armut von Neid zu sprechen. Neid ist zu einer unmodernen Vokabel geworden. Selbst die Verkündigung in der Kirche meidet das Wort, obgleich sein Inhalt zu den 7 Hauptsünden gezählt wird.

Wir sollten aus Erfahrung wissen, wie uns das Verschweigen von Tatbeständen bekommt, die zu zentralen menschlichen Haltungen zählen. Werden sie nicht mehr benannt, können sie ungebündelt wuchern. Es könnte sein, daß Neid sich seither überall, sogar im Dienst unter den Ärmsten breitmachen kann. Seitdem sich hier eine merkwürdige Konkurrenz entwickelt, nisten sich Neid und Mißgunst ein.

Wer Adressat von Neid wird, spürt, daß das zu einer sehr tiefgreifenden Form persönlicher Armut werden kann, einer Armut, die wohl niemand freiwillig wählen würde. Wen diese Form der Armut erreicht, macht die Erfahrung, daß er sie aushalten muß, denn ein Zurück gibt es hier nicht. Selbstverteidigung ist auch nicht möglich, denn das zieht den Vorwurf der Geltungssucht nach sich. Insofern gleicht die neue Armutserfahrung der, die die Armen ebenfalls unfreiwillig aushalten müssen. Hier steht die Treue zum Dienst in der Bewährungsprobe.

An dieser Stelle stellt sich die Frage in den Weg: Wie kann der Neid überwunden werden? Ich bin überzeugt, daß der hier gemeinte Neid nur überwunden werden kann zusammen mit den Armen, in deren Dienst er aufgeflammt ist.

Von Mutter Teresa gibt es einige Äußerungen, aus denen zu lernen ist, wie man mit Anlässen für Neid umgehen kann.<sup>6</sup> Bekanntlich hat sie zahlreiche Auszeichnungen erhalten. „Warum nimmt sie die Preise an? Das hat sie doch gar nicht nötig!“ sagen viele. Ich habe lange Zeit auch so gedacht.

Wer Ehrungen, Auszeichnungen und Preise annimmt, ist vor den Augen der Welt reich und verrät obendrein einen Mangel an Demut. Der Geehrte erlebt das sicher nicht selten ganz anders. Er möchte gern ablehnen, kann das aber

---

6 José Luis Gonzáles-Balado „Christus lieben in den Armen. Mutter Teresas Leben und Botschaft“, Herderbücherei Nr. 961, 1982



nicht tun, weil sein Dienst den Preis braucht, damit die Notwendigkeit solcher Dienste überhaupt wahrgenommen wird. Mutter Teresa sagt dazu: „Wenn Sie mir den Preis zugesprochen haben, dann war es für alle in allen Winkeln der Erde, die mit mir die gleiche Arbeit tun, um die Liebe Gottes unter den Armen zu verbreiten. Wir sind mit dem Leib Christi verbunden. Es ist Christus, der hungert, dem wir zu essen geben. Wir kleiden den nackten Christus, wir bieten dem heimatlosen Christus ein Bett an. Aber es braucht nicht nur Brot, Kleidung und Wohnung. Christus hat in unseren Armen (aber auch besonders in den Reichen!) Hunger nach Liebe, nach Aufmerksamkeit, nach menschlicher Wärme durch jemand, der andere liebt wie sich selbst. Heute wie gestern kommt Jesus zu den Seinen und zu denen, die ihn nicht kennen. Er kommt in den kranken Körper unserer Armen. Aber er kommt auch in die Reichen, die in der Einsamkeit ihrer Herzen... niemand haben, der sie liebt...“

Solche Reden gelangen selten in die Öffentlichkeit. Dazu braucht es einen Anlaß und eine bekannte Persönlichkeit, auf die die Medien eingehen. Mutter Teresa hat den Anlaß ihrer Auszeichnung genutzt, um auch auf die Armut reicher Leute aufmerksam zu machen. Dadurch konnte sie das Interesse wohlhabender Hörer wecken, denn solche Armut kann jeden treffen.

Es ist wichtig, immer wieder auf die Notwendigkeit von Diensten unter den Armen aufmerksam zu machen. Denn dies wird keineswegs von allen Menschen eingesehen. Ich sehe darin die eine Seite der Armut im Dienst unter Armen, die Erfahrung nämlich, daß ein Dienst unter Armen unangenehm daran erinnert, daß es Arme gibt. Überall auf der Welt werden die Armen versteckt. Als die Armen – z. B. in Brasiliens Städten – noch in Elendssiedlungen an Berghängen in bürgerlichen Wohngebieten lebten, waren sie vor aller Augen. Jetzt muß man lange fahren, um zu ihnen zu kommen. Wer macht schon lange Ausflüge, um Elendsgebiete zu besuchen? Und seither hat der Dienst unter den städtischen Armen nicht einmal mehr die Chance, sich vor den Augen der Bürger abzuspielden. Als das noch so war, konnten die Bürger leichter als heute zum Mittun gewonnen werden.

Es kommt darauf an, daß viele mittun. Nicht nur aus pragmatischen Gründen denken wir, es ist nötig, daß die Nicht-Armen, die Mittelständler und die Reichen mittun. Es geht vielleicht viel mehr noch darum, ihnen in solch einem Dienst frohe Botschaft zu vermitteln. Wir wissen ja, am Ende wird nur danach gefragt werden: „Ich war arm, obdachlos, fremd, krank, im Gefängnis und du bist zu mir gekommen... du bist nicht zu mir gekommen.“ Wenn wir es zulassen, daß die Nicht-Armen bis hin zu den Reichen die Armen gar nicht mehr sehen, dann wird sie der Vorwurf treffen: „... du bist nicht gekommen.“ Aber dann sind wir mitschuldig, weil wir dies zugelassen haben.

„Die Armen sind Menschen, die immer zuhören und denen nie einer zuhört“ (Jacques Loew). Auf das Hinhören kommt es an. Auch die Nicht-Armen müssen Gelegenheit erhalten, hinzuhören. Zumindest müssen sie durch uns, die wir Hörende sein möchten, erfahren, was die Armen zu sagen haben. Das



ist keineswegs selbstverständlich und erst recht nicht einfach, denn auch die, die im Dienst stehen, verstehen die Armen oft nicht richtig.

Dazu zwei Beispiele: wir sind vor Jahren in Münster auf den Wunsch von Stadtstreichern eingegangen, die großen kirchlichen Feiertage mit ihnen zusammen zu verbringen. Ihr Wunsch hat uns damals sofort eingeleuchtet, denn an den großen Feiertagen sind die Städte leer, die Menschen unternehmen etwas oder machen es sich zu Hause gemütlich. Seit acht Jahren feiern wir mit den „Freunden von der Straße“ (so nennen wir sie). Es gibt einige, für die ist dies die Krönung der Festtage. Ich zähle dazu. Sie sind mein Reichtum: Das Geheimnis der Armen liegt darin, daß sie frohe Botschaft wahrnehmen können inmitten von Elend und Benachteiligung. Und sie können uns daran teilhaben lassen, wo wir an ihrem Ausgeschlossensein teilhaben.

Ein weiteres Beispiel zeigt, wie schwer wir uns tun, die Armen richtig zu verstehen: An den kirchlichen Festtagen haben wir nach der Eucharistiefeyer ein gemeinsames Festmahl. Jahrelang bereitete die Küche eines Klosters einen leckeren Kartoffelsalat. Alle Helfer fanden ihn ausgezeichnet und aßen mit Behagen. Im vergangenen Jahr hörten wir schon vor Weihnachten Vorwürfe: „Immer derselbe Kartoffelsalat...“ – Da begann ein Nachdenken. Uns wurde klar: Wer immer abwechslungsreich ißt, dem macht es nichts, wenn er an Hochfesten regelmäßig Kartoffelsalat bekommt. Menschen, für die das tägliche Essen der Zufälligkeit anheimgestellt ist, die höchstens Reste-Eintopf bekommen, für die hat ein Festessen einen anderen Charakter. Wo Arme und Besitzende gelegentlich Tischgemeinschaft halten, da sollte es den Armen zukommen, die Speisekarte zu bestimmen. Man könnte meinen, das sei selbstverständlich, vor allem da, wo das Mahl um der Armen willen eigens für sie zubereitet wird. Aber es ist immer etwas Besonderes, mit zusätzlichem Aufwand verbunden. Da liegt es nah, ein Gericht zu wählen, das einfach herzustellen und schon am Vortag zuzubereiten ist – z. B. Kartoffelsalat mit Würstchen...

Und noch etwa wurde uns klar: Man muß den Armen sehr nah sein, um zu lernen, wie sie denken, besser: welches Denken die Armut lehrt. Jetzt lassen wir das Festessen in einer Hotelküche zubereiten. Das ist recht kostspielig, aber: ‚Persönliche Armut vollzieht sich in gelebter Armut für Arme‘.

Die hier beschriebenen Wege im Dienst unter Armen werden von Ordensleuten und anderen Christen im gemeinsamen Bemühen gesucht. Einige sind darüber hinaus im Gespräch über Fragen persönlicher Armut und der dazu erforderlichen verbindlichen Grundorientierung. Deutlich ist bislang ein Aspekt, der sich aus dem Dienst unter Obdachlosen und Stadtstreichern ergibt: Es geht darum, im Gehorsam Antwort zu geben auf dieses Leben im Dienst und was er jeweils abfordert. Bei diesem Gespräch ergibt sich auch so etwas wie soziale Kontrolle. Sie ist nicht Last, sie macht frei.